

In den ersten Wochen des Jahres 1789 wurde Schubart eine gedruckte Flugschrift zugesandt, die sich ausschließlich mit ihm beschäftigte: *Sendschreiben an Herrn Schubart, Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart seine Vaterlandschronik betreffend. Eine nöthige Beylage zu dieser Chronik.* Dieser Titel ließ nichts Gutes ahnen, und tatsächlich zerpflückte der ungenannte Verfasser auf 77 Druckseiten Schubarts journalistische Tätigkeit, seinen Stil, seine Sprache. Der Adressat Christian Friedrich Daniel Schubart war damals 50 Jahre alt; er hatte die Arbeit an seiner Chronik gerade wieder für eineinhalb Jahre aufgenommen, denn erst im Mai 1787 war er aus seiner zehnjährigen Festungshaft auf dem Hohenasperg entlassen worden. Der Zeitung, die er 1774 begründet hatte und die einige Jahre nach seiner Verhaftung eingegangen war, widmete er gleich nach der Entlassung seine ganze Kraft – trotz der Ernennung zum herzoglichen Theaterdirektor, zu der sich Carl Eugen herabgelassen hatte und auf die der Verfasser der Flugschrift boshaft anspielte. Von der erlittenen Haft dagegen war in dem Sendschreiben nicht die Rede – die Infamie, daß hier ein gebrochener Mann anonym attackiert wurde, sollte wohl nicht auch noch eigens herausgestellt werden.

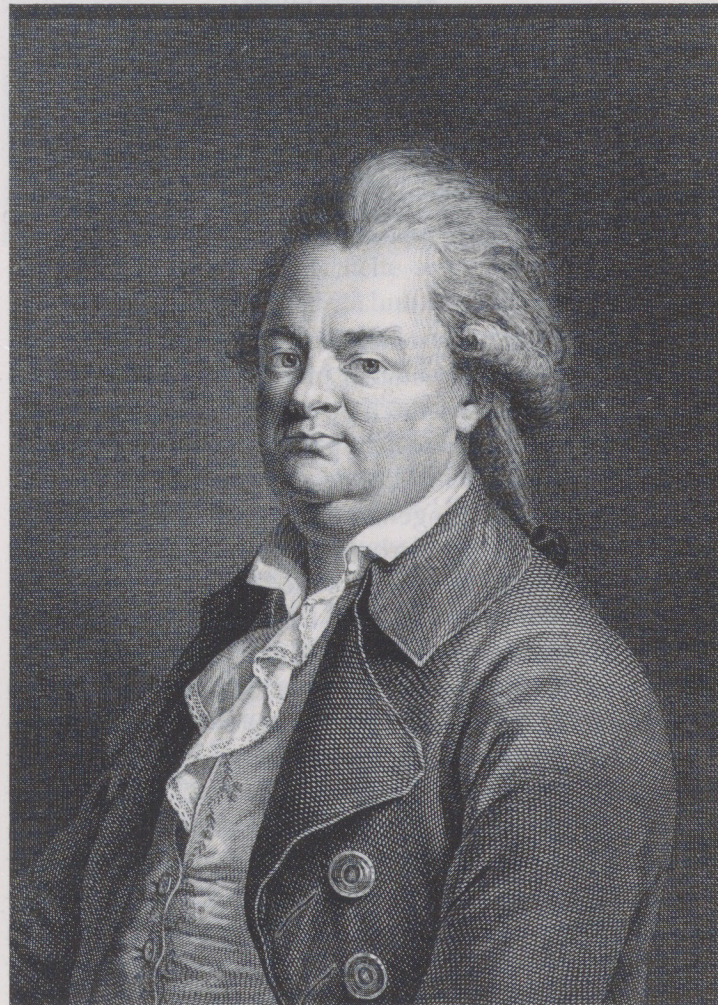
Dem Verfasser «bereit ich eine Ohrfeige» – Schubart wehrt sich gegen das Sendschreiben

Ein gebrochener Mann: Es kann kein Zweifel bestehen, daß Schubart schwer an den Folgen der unmenschlichen Haft trug, deren Gründe bis heute nicht völlig klar sind. Schon zweieinhalb Jahre später, als Zweiundfünfzigjähriger, starb er, und es wäre zynisch, den frühen Tod nur seinem ausschweifenden Lebenswandel in der Freiheit und nicht auch den Torturen seiner Gefangenschaft zuzuschreiben. Und doch – wenn man Schubarts Äußerungen aus den letzten Lebensjahren liest, wenn man seine Tätigkeit für die Chronik verfolgt, dann erscheint der Autor Schubart bewundernswert ungeboren. Kaum hat er die Flugschrift in der Hand, übersendet er sie seinem Sohn. Er schreibt dazu: *Dem Verfasser* – Schubart vermutet zunächst einen Nürnberger Magister hinter dem Druckwerk – *bereit ich eine Ohrfeige, daß ihm davon die Ohren durch alle Lustra seines Lebens saussen sollen.* Einige Wochen später hat er einen anderen Verdacht; jetzt hält er Johannes Kern, seinen früheren Schüler und jetzigen

Ulmer Münsterprediger, für den Verfasser. Kern, der zwei Jahre lang selbst ein Magazin herausgegeben hatte, neide ihm den Erfolg der Chronik, die nun 2000 Abnehmer habe; es werde Kern aber nicht gelingen, ihm seinen Gewinn zu entziehen. Und dann fährt er wütend und polternd fort: *Ich trank vor einem Jahr Fraternität mit ihm! Und nun pasquillirt er mich! – Herrliche Vergeltung! – Du solltest ihm unter fremder Maske doch eins über die Ohren haun. Der Kerl ist Dorf-pfaf, sauft wie ein Hay, hält eine Schenke in seinem eigenen Hause; und kürzlich besof sich sein Schulmeister bei ihm so wütig, daß er ihm das Haus in Brand setzte. Und der will mich moralisiren!! – Wie gesagt, gib ihm eins aufs Dach; aber einen Donnerwetterschlag.*

Nein, von seiner ungebärdigen Vitalität hatte Schubart nichts eingebüßt, und seine leidenschaftliche Sprache war nicht für private Briefe reserviert, sondern bestimmte auch den Ton der Chronik und ei-

Schubart im Alter von fünfzig Jahren, zwei Jahre nach seiner Festungshaft auf dem Hohenasperg.



Sendschreiben ^{18237.}
an
Herrn Schubart,

Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor
und Hofdichter in Stuttgart

seine Vaterlandschronik
betreffend.

Eine
nöthige Beylage zu dieser Chronik.

Multi sunt, quibus magis opus est Hippocrate,
quam redargutore.

Erasmii Epist.



1789.

nes großen Teils seiner Dichtung. Gewiß, unter den Gedichten gibt es auch umständlich gedrechselte; schon David Friedrich Strauß, der Herausgeber seiner Briefe, spießte Schubarts barocke Neigung auf, *Abstracta wie die Unschuld, Demuth, Zärtlichkeit* ausführlich zu besingen, die Geduld sogar *in 28 Versen durch alle Casus* durchzudeklinieren. Als Hofdichter mußte er auch diese Seite seines dichterischen Schaffens noch einmal aktivieren; aber in den meisten seiner poetischen Produkte und zumal in seinen Zeitungsartikeln verwendete er eine frische und schöpferische Sprache. Dies gilt für alle Perioden seines Schaffens. Schon die Diktate, die er den Schülern als junger Lehrer in Geislingen präsentierte, sind Muster einer lebendigen, bilderreichen Prosa; und in der Chronik, die zweimal in der Woche herauskam, schrieb er ein farbiges, bewegtes, ja übersprudelndes Deutsch – in den Anfängen von 1774 bis zu seiner Verhaftung so gut wie in der Schlußphase zwischen 1787 und 1791.

«Eine Menge uneleganter Kraftphrasen muß ich an Ihrer Chronik rügen»

Der Kritiker des Sendschreibens konzentriert sich ganz auf den Jahrgang 1788. Aber die Vorwürfe, die er Schubart macht, könnten auch auf jeden anderen Jahrgang gemünzt sein. Zumindest gilt dies für die Kritik an Schubarts Sprache. Es ist durchaus möglich, von den kritischen Bemerkungen des unbekanntenen Pamphletisten ironisch Gebrauch zu machen und mit ihrer Hilfe Schubarts Sprachstil zu charakterisieren und zu würdigen. Denn der Kritiker – das muß man ihm lassen! – schlägt nicht blindlings auf Schubart ein; er nimmt tatsächliche Eigenheiten aufs Korn, die aber eben auch anders bewertet werden können.

Der Hauptvorwurf ist, daß Schubart sich nicht an die Forderung einer gediegenen Sprache hält: *Auch eine Menge uneleganter Kraftphrasen, fast möchte ich sagen pöbelhafter Ausdrücke (. . .) muß ich an Ihrer Chronik rügen.* Setzt man statt Pöbel Volk, so hätte Schubart diese Charakterisierung gewiß akzeptiert. Mit

Vaterlandschronik

von 1789.

Erstes Halbjahr.

Von
Christian Friederich Daniel
Schubart,

Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor und
Hofdichter.



Inc. Nr. 1820

Stuttgart,
im Verlage des Kaiserl. Reichspostamtes.



1. Die S. Joh. Kirche.
2. Die Gump Muhl.
3. Die Fisch-Teich.
4. Die Herren-Muhl.

5. Der Eingang in die Stadt.
6. Der Kuckerskull.
7. Der Schwaib-Thurm.
8. Das Rathhaus.

9. St. Nicolai Kirche.
10. Der Schwab-Thurm.
11. Der Spital-
12. Der Feld-Thurm.

13. Das alte Thor.
14. Der Dieb-Thurm.
15. Die Obere Muhl.

Zu finden in Aalen bey Buchbinder Roschman & Sohn.

Blick von Süden her auf die recht kleine Reichsstadt Aalen, in der Schubart aufgewachsen ist.
Kupferstich aus dem Jahre 1790.

elegantiss, wie der Kritiker lateinisch formuliert, wollte Schubart nichts zu tun haben; er sah darin etwas Fremdes, das der deutschen Sprache übergestülpt wurde. Schon in den ersten Nummern der Chronik wendet er sich gegen die Ausländerei: *Wir, die wir sonst zur knechtischen Heerde der Nachahmer hinabgestoßen wurden, stehen nun, als Colossen, auf europäischem Boden und werden an Muth und Genie Originale von unsern Nachbarn.* Dies gilt allgemein; aber es drückt sich vor allem auch in der Sprache aus. Schubart will seine Leserschaft aus dem *Taumelkreis von Bewunderung und Nachäffung* herausführen. Er macht sich lustig über die Honoratioren, die ihre *Namen in Wolken von Titulaturen* einhüllen, attackiert den *krausen Kurialstil*, und er will seine Artikel keinesfalls zur Hofberichterstattung verkommen lassen: *Alles in der Welt, nur kein Complimentarius.* Er kennt die Vorwürfe gegen das ungeschliffene Deutsch; er lobt Kurfürst Carl Theodor, daß er in Schwetzingen eine französische Operette deutsch aufführen ließ – *deutsch, in dieser abscheulichen Pferdesprache*, schreibt er ironisch. Er nimmt die gängigen Vorwürfe auf und wendet sie ins Positive: die *rohe deutsche Masse* ist ihm lieber als Dressur.

Lob des Dialekts, aber keinen Dialektkult

Der Streit um die richtige Sprache hat aber nicht nur

eine gewissermaßen außenpolitische, sondern auch eine innerdeutsche Dimension. Dieter Narr hat darauf hingewiesen, daß in jener Zeit der Begriff der Verfeinerung mehr und mehr negativ gefärbt ist, daß ihm Simplizität, Einfachheit des Geschmacks und der Sprache entgegengesetzt werden. Aber diese Einschätzung entwickelte sich nicht überall gleich und gleich schnell. Schubart greift deshalb die Berliner an, aber auch Sachsen mit *seiner übertriebenen Verfeinerungssucht*. Von den dort aufgeführten Opern sagt er: *Ihr Deutsch ist zwar rein; Wasser aber ist noch reiner, und stärkt doch den Magen nicht.* Schubart bekennt sich zur schwäbischen Kargheit, er tritt ein für habhafte *Hausmannskost*, und er lauscht der *Weisheit auf der Gasse*. Er verteidigt, indem er sich auf einen Essay von Friedrich Karl Fulda beruft, die schwäbische Aussprache: *Wenn es der Charakter unserer Heldensprache ist – auszusprechen, wie man schreibt – so frägt sich's, ob der Schwabe recht hat, der in die, wie, sie etc. das e hören läßt, oder der Sachse, der es verschlingt?* In seinen Lebenserinnerungen charakterisiert er auch die Heimatstadt Aalen vor allem über die Sprache. *In dieser Stadt, die, verkannt wie die redliche Einfalt, schon viele Jahrhunderte im Kochertale genügsame Bürger nährt – Bürger von altdeutscher Sitte, bieder, geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzig verteidiger ihres Kittels, ihrer Misthäufen und ihrer donnernden Mundart, wurd' ich erzogen.* Hier be-

kam ich die ersten Eindrücke, die hernach durch alle Veränderungen meines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten. Was in Aalen gewöhnlicher Ton ist, scheint in anderen Städten trazischer Aufschrei und am Hofe Raserei zu sein. Von diesen ersten Grundzügen schreibt sich mein derber deutscher Ton, aber auch mancher Unfall, der mir hernach in meinem Leben aufstieß. Es fällt auf, daß das Lob des Dialekts bei Schubart keinen Dialektkult zur Folge hatte. Im Dialekt schrieb Schubart streng genommen nichts. Es gab nur – allerdings deutliche – Anklänge. Nun war Dialektdichtung zu jener Zeit, entgegen einer verbreiteten Auffassung, noch ausgesprochen selten. Aber Schubart wollte ja auch in die Breite wirken, und es wäre ihm gewiß kleinkariert vorgekommen, hätte er seine Nachrichten im Dialekt serviert, seine religiösen und vaterländischen Gedichte auf Schwäbisch geschrieben. Vaterländisch hieß für Schubart deutsch; wenn er seine *Teutsche Chronik* nach der Zeit auf dem Hohenasperg *Vaterländische Chronik* nannte, änderte er nur das Etikett, kaum etwas in der Sache.

Auch in seinem Schwabenlob kannte und setzte Schubart deutliche Grenzen. Zwar kommt er, als er den *Provinzialwerth* der einzelnen Stämme und Schläge gegeneinander abwägt, zu einem eindeutigen Urteil:

*Der Sachs ist fein; der Preuße stark;
Das Bayervolk hat Knochenmark.
Oestreicher haben guten Muth,
Genießen viel, verdauen gut.
Der Frank' ist bieder und gerecht,
Der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt,
Noch viel Cheruserenkel hat.
Doch übertrifft sie alle weit
Der gute Schwab' an – Herzlichkeit.*

Aber er übersah auch nicht die Schwächen seiner Landsleute; auch sie waren ja anfällig für Schmeichelei, Heuchelei und Bequemlichkeit. In einem Poem *An die Schwaben* heißt es:

*Ihr haschet nur nach Rauch und Dunst,
und nicht nach Wissenschaft und Kunst:
Drum gilt bei Euch der Gauch und Tropf
Mehr als der Weise und der Kopf!
Der Jüngling sitzt beim Wein so kalt,
Als wär' er achtzig Jahre alt
Und säße auf der Alpenhöh
mit bloßem Arsch im ew'gen Schnee.*

«Der kurz angebundene, abgestoßene Ton»
des Sturm und Drang

Das Wort, das auch in unserem wenig zimperlichen Zeitalter immer noch auffällt, hatte im Jahr vorher

seine theatralische Feuerprobe erlebt: in Goethes *Götz von Berlichingen*. Das ist kein Zufall. Schon David Friedrich Strauß hat darauf hingewiesen, daß sich seit jener Zeit *der kurz angebundene, abgestoßene Ton* bei Schubart verstärkt. Es war der Ton des Sturm und Drang; dieser Literaturepoche ist Schubart überwiegend zuzurechnen. Er selbst berief sich freilich – und darin unterscheidet er sich nicht von anderen Stürmern und Drängern – auf die Natur. Im ersten Jahrgang der *Chronik* zitiert er die Frage eines Gelehrten, *warum die barbarischen Nationen in ihren Reden selten wider die Grundsätze des guten Geschmacks verstoßen?* Die Antwort, meint Schubart, sei leicht: *Weil sie sich niemals von der Natur entfernten. Unsere Reden sind studiert, modisch, gedrechselt; aber bey rohen Nationen spricht der Naturgeist so frey, leicht und energisch, wie der Vogel unter dem Himmel singt.* Und zum Beweis führt er, wie wenig später Johann Gottfried Herder, ein Indianerlied an. Es liegt auf der Hand, daß solche Hinweise und Belege auch seine eigene Schreibart verteidigen sollen. Indessen – was er schrieb, war nicht oder nicht nur Natur. Es war auch eine Konvention, eine Gegenkonvention, die sich gegen den blasierten Hofton wandte. Schubarts Raserei und Aufschrei richteten sich gegen das Reglement und seine ängstliche Befolgung. Was er vorführte, war nicht natürliche Nacktheit, sondern Entblößung; und es gehörte gewiß zu seinen für ihn selbst gefährlichen Neigungen, daß er seine Nachrichten vom Hofe gelegentlich in die derbsten Sprachbilder packte: *Der Luxus hat die Charte gewaltig gemischt* heißt es einmal: *Da liegt oft der Bub auf der Dame und die Sau auf dem König.*

Wenn der Verfasser des Sendschreibens *die Deutschart* als *Hauptsteckenpferd* Schubarts bezeichnet, dann spießt er damit nicht nur Schubarts gelegentliche Aversion gegen andere europäische Sprachen und Kulturen auf – er attackiert auch die *Originalitätssucht*, die Schubart selbst für geläufige Fremdwörter nach Verdeutschungen suchen läßt, die sich aber auch ganz allgemein im *Haschen nach neuen Worten* zeigt. Tatsächlich führt das Sendschreiben seitenlang Wörter und Wendungen an, die damals neu und die Schubart eingefallen waren. Mit einem Teil der zitierten Vokabeln und Ausdrücke stellt der Kritiker allerdings sich selbst bloß. *Mit Flammen der Liebe umschlingen – dafür würd ich höflich danken*, fügt er spöttisch hinzu; bei *geistspritzend* notiert er: *wie ekelhaft und wie materiell!*; und auch Sprachbilder wie *die Stinktrompete der Fama, die Krätze der Neugierde, das eselgraue Herkommen* erregen das Mißfallen des ofenkundig recht phantasiearmen Autors.

Schubart dagegen strömte über von sprachlicher Phantasie. Am Tag vor seiner Verhaftung schrieb er

ein *Memento mori* für die Kritiker. Schubart fordert die Kritiker auf, *bescheidene Schriftsteller* nur an dem Kreis zu messen, für den sie schreiben. Er fährt fort: *Stößt dir aber ein unbescheidner Knab auf, der mit Schwänenstolz daherschwimmt, und spottet der Vögel über ihm, und hochhalsig anschießt die Thier am Ufer, und hinunterstürzt nach den Fischlein im Wasser, sie zu verschlingen; den wirf, bis er liegt!! Scheu nicht des Giganten Tritt und seinen Jast und sein Hohnsprechen; sondern nimm Stein und schleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung; Arroganz aber Wurf und Tod.*

«Donnerworte und Kraftphrasen» wurden moniert, aber Schubart brachte sie zum Tanzen!

Dieser Passus verdeutlicht noch einmal Schubarts Kampf gegen hohle Eitelkeit, und er zeigt auch, wie er diesen Kampf führte: wortgewaltig, mit energi-

schon Sätzen und kühnen Bildern, die so rasch aufeinander folgen, daß es schon auch einmal passieren kann, daß sie sich ineinander verheddern. Mit einem Teil seiner Vorwürfe hat der beckmesserische Anonymus des Sendschreibens sicher recht. *Meine Sprache war schon wüßstige Deklamation, meine Empfindungen Spritzfeuer*, schrieb Schubart über seine jungen Jahre. Aber auch später stand seinem Bekenntnis zur Schlichtheit der Hang entgegen, alles neu zu sagen. Jeder große Dichter sei *ein Umbilder der Sprache*, schrieb Schubart – und es mag sein, daß er etwas zu viel umzubilden suchte. *Donnerworte und Kraftphrasen* registrierte der Verfasser des Sendschreibens, und damit lag er gewiß nicht ganz falsch. Schubarts Schreibweise war, gemessen an den stilistischen Regeln, anarchisch; er wußte es auch, daß er zur *Extremisucht* neigte, er mußte *sich mitteilen oder bersten*, hatte eine Aversion gegen *frostiges Geplapper* und sprach von seinem eigenen *Feuer und Glutstrom*.

Was der zeitgenössische Kritiker nicht sah und was er mit seiner Methode der stumpfen Aufzählung zudeckte, das ist die Tatsache, daß Schubart seine Donnerworte zum Tanzen brachte. Mit seinen lauten Kraftwörtern übertönte er die Langeweile und Einförmigkeit des politischen Geschehens, die er oft und oft beklagte; so gut wie einen hundertjährigen Kalender könne man auch eine hundertjährige Zeitung schreiben: im Grunde gebe es nichts Neues unter der Sonne. Deshalb kleidete er seine Nachrichten in muntere Dialoge, ließ sich ein auf die Widersprüche der Fama, des Gerüchts, präsentierte Neuigkeiten wie auf einem Trödelmarkt: *Kaufts ein, meine Herren! Kaufts ein! Abgelebte Galaröcke – Ministerialperücken – Sammtne Westen mit consularischem Zuschnitte – Priestersmäntel mit Puder bestäubt – (. . .) Pelzstiefel – (. . .) Controverspredigten, Brillen und Putzscheeren!*

Der Leser, auch der heutige Leser, läßt sich bereitwillig hineinziehen in die Wortkaskaden, in den Strudel der Bilder. Was Schubart beschreibt, ist längst Geschichte, abgeheftet, erledigt – aber wie er es beschreibt, das ist noch immer lebendig. Unter den vielen Herausgebern von Journalen und Magazinen war Schubart der «journalistischste»: ein hellwacher Beobachter und Schilderer. Aber er war wohl auch der poetischste: ein – etwas verwilderter – Stilist und ein leidenschaftlicher Sprachschöpfer von hohem Rang.

Aalen, Roßstraße 4: In diesem Haus hatte Schubarts Vater Johann Jakob Schubart, der reichsstädtische Präzeptor, Musikdirektor und Diakon, seine Amtswohnung.

